

Dorothee Elmiger, Aus der Zuckerfabrik

Die Autorin dankt dem Literarischen Colloquium Berlin
für die Unterstützung der Arbeit an diesem Buch.

Für J.

Lesen Sie bitte bis Druckseite 31,
der Rest ist optional

1. Auflage 2020

ISBN 978-3-446-26750-3

© 2020 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Motto: Auszug aus dem Gedicht *Question* von May Swenson;

© May Swenson 1954, 1994. From *Collected Poems*

(Library of America, 2013). Used with permission of

The Literary Estate of May Swenson. All rights reserved.

Umschlag: Peter-Andreas Hassiepen, München

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwor-
tungsvollen Quellen
FSC® C014889

Plaisir

Immer scheint jetzt schon die Sonne, wenn ich aufwache.

Im Fernsehen ein Dokumentarfilm über eine Ananasfarm in der Nähe von Santo Domingo. Weiter, weiß bewölkter Himmel. In den Feldern werfen sich die haitianischen Arbeiter die reifen Früchte zu.

Dann tritt der *Ananaskönig* ins Bild, er steht auf dem Acker und redet in die Kamera. Bevor er die 180 Hektar in den Achtzigerjahren kaufte, war er Gemüsebauer im Zürcher Unterland.

Die Sembradores setzen die Setzlinge im Akkord in die Erde.

Der *Ananaskönig* misst für das Fernsehen den Zuckergehalt seiner Früchte.

Später zahlt er die Löhne aus.

Auf dem T-Shirt eines Arbeiters: MY SKILLS NEVER END

Ein zweiter Film: Der Schnapsbrenner Karl Feierabend, aus Rotkreuz, der in die Tropen ausgewanderte, um Großbauer zu werden, treibt auf seinem Pferd vier Gänse vor sich her durch die grüne Landschaft. Gräser, Wiesen, Palmgewächse. Der Himmel ganz farblos.

Nachricht aus Frankreich: Ich soll im Winter an einer Schule in einem Pariser Vorort über meine Arbeit sprechen. Die Schulleiterin, teilt man mir mit, wolle mich mit dem Auto im Quartier Latin abholen und nach Plaisir fahren, wo sich das Collège Guillaume Apollinaire befindet, und anschließend auch wieder zum Hotel zurückbringen.

Die behelfsmäßigen Erklärungen, wenn jemand fragt, woran ich arbeite.

Der philadelphische Parkplatz (NEW WORLD PLAZA)
Das Begehren
Zucker, LOTTO, *Übersee*

Annette beim Abendessen: Sie habe vor zwei Jahren den Roman eines australischen Schriftstellers gelesen, in dem eine lange Reihe von plötzlich aufscheinenden Bildern beschrieben werde, Bilder, die sich gegenseitig hervorriefen, also in einer zumindest losen Verbindung stünden und so eine Art Pfad bildeten, einen leuchtenden Pfad, der durch die Dinge hindurchführe.

Wenn ich meine Hefte und Kopien durchblättere, die Abbildungen, Schemata und Fotografien, wenn ich die im Verlauf der vergangenen Monate erstellten Dateien öffne, sehe ich keinen Pfad, keine sich an den Rändern überlagernden, aufeinander hinweisenden Bilder, Illuminationen, sondern einen Platz, einen Punkt, von dem ich vor vier oder fünf Jahren ausgegangen bin; seither habe ich alles, was mir in die Hände fiel, alles, was ich so sah, das in einem Zusammenhang mit diesem ersten Ort zu stehen schien, dorthin zurückgetragen und vorläufig abgestellt auf diesem weitläufigen Platz.

So auch die Eiben aus dem Schlosspark von Plaisir, die wie Zuckerstöcke geschnitten sind. Das Einkaufszentrum im Norden der Stadt (GRAND PLAISIR), la mosquée de Plaisir.

Es gibt an diesem Ort keine feststehende Ordnung: Mit jedem Gang durch das Chaos, über die Ananasfelder von Monte Plata, durch die Pariser Vorstädte oder den längst verlassenen Garten eines Sanatoriums, über die sizilianischen Berge, vorbei an den Russischen Bädern von Philadelphia zu den Ufern des Swan River in Australien, scheinen die Dinge in neue Verhältnisse zueinander zu treten.

Durch die Landschaften, diese versuchsweise Anordnung der Dinge, diesen *essai* hindurch kehre ich immer wieder zurück zu jener einen Szene, in der sich mir damals, als ich sie zum ersten Mal sah, etwas zu zeigen schien, das ich nicht

formulieren, sondern höchstens wiederfinden konnte in Verhältnissen von ähnlicher, von analoger Struktur,* als Verwandtschaften, Wiederholungen, Parallelen.

1986: Die Männer, die dicht gedrängt im niedrigen Saal eines Gasthauses in Spiez, am südlichen Ufer des Thunersees, stehen, zwischen ihnen die Söhne, Jungen von zwölf, dreizehn Jahren vielleicht, und einige Frauen, Ehefrauen, Mütter. Das warme Licht, das die versammelte Bevölkerung des Ortes, die sich bis in den Flur hinaus drängt, beleuchtet. Jener schließlich, dem sich alle zuwenden in diesem Augenblick, als handelte es sich um den Prediger einer vulgären Messe: In seinen Händen zwei Figuren, die er über die Köpfe der Anwesenden streckt, zwei Frauenfiguren aus Holz oder aus blank poliertem, schwarzem Stein, dreißig Zentimeter hoch vielleicht. Die im Licht glänzenden Körper sind bis auf ein lose um die Hüfte, den Kopf gewundenes Tuch, bis auf eine goldene Halskette unbekleidet. Sie knien, scheinbar selbstvergessen. Dann erhebt der Versteigerer die Stimme: *Wer macht ein Angebot Ich bitte um Ruhe Zwanzig Zwanzig Franken Mehr Angebote Ein Fünfliber Fünfundzwanzig Fünfundzwanzig Weitere Angebote Schaut nur diese Brüste an Fünfunddreißig Wer geht noch ein bisschen höher Fünfunddreißig Fränkli sind geboten Fünfunddreißig Franken zum ersten Fünfunddreißig zum zweiten und zum dritten Mal Dann sind diese alten N---- auch weg da*

Je öfter ich zurückkehre in diesen Saal, den ich nur aus einem in den Achtzigerjahren gedrehten Dokumentarfilm kenne, desto deutlicher steht es mir vor Augen, dass mein Verlangen,

diesen Ort immer wieder aufzusuchen, nichts damit zu tun hat, dass sich mir dort etwas in besonderer Klarheit zeigen würde. Im Gegenteil vermute ich mittlerweile, dass diese wiederkehrenden Besuche, meine neurotischen Pilgerfahrten ihren Grund in der Tatsache haben, dass es sich um eine gewissermaßen *unlösbar*e Szene handelt, um eine wenige Augenblicke dauernde Konvergenz verschiedenster Stränge der Geschichte – so als kollidierten unterschiedliche Gesteinsobjekte, Himmelskörper, die sich zuvor lange Zeit scheinbar losgelöst voneinander um die Sonne bewegten, und als sorgte ihr Aufprall für eine sekundenlange Erleuchtung der Dinge, des Gerölls und des Staubs.

Eine Strophe aus John Berrymans *Dream Song* 311: »Hunger was constitutional with him, / women, cigarettes, liquor, need need need / until he went to pieces. / The pieces sat up & wrote. They did not heed / their piecedom but kept very quietly on / among the chaos.«

Was ich da tue, wenn ich mich aufhalte mit dieser seltsamen Ansiedelung, diesen geografischen Flickern und den mit ihnen verbundenen Zeugnissen, Artefakten und Phantasmen, scheint etwas zu tun zu haben mit diesem *Hunger als Verfassung*, mit dem »Drang«, wie es bei Ortega y Gasset heißt, »aus sich herauszugehen«, der allem Orgiastischen zugrunde liege (»Trunkenheit, Mystik, Verliebtheit usw.«): Vielleicht wäre es richtig zu sagen, dieser Hunger sei der eigentliche Gegenstand meiner Forschung, der Platz, auf

dem der haitianische Arbeiter (MY SKILLS NEVER END) im Schatten der Bäume im Schlosspark von Plaisir schläft usw., und zur gleichen Zeit der Grund meiner Recherche, die Triebfeder dieser kleinen Produktion.

Mit dem letzten Zug zwischen den Bergen des Oberwallis hindurch nach Hause gefahren. Die noch immer schneebedeckten Flanken hell in der Nacht, darüber die dunklen, hohen Gipfel vor dem tiefblauen Himmel. Spiez, Thun, Bern. Unterwegs eingeschlafen, geträumt, ich hätte einen Band mit dem Titel »Das lyrische Maß der Maßlosigkeit« herausgegeben.

Wieder Chantal Akermans »J'ai faim, j'ai froid« (1984) angesehen. *Éducation sentimentale* der jungen Frau in zehn Minuten. Die schönen Haarschnitte der zwei Siebzehnjährigen. Hungrig gehen sie durch die französische Hauptstadt, ihr Appetit ist unermesslich und umfasst alles, denke ich, Dinge und Menschen und Landschaften.

Ihr Blick in die Auslagen der Imbisse und Geschäfte, durch die Fenster ins Innere der beleuchteten Speiselokale. Sie sind nicht hungrig, weil sie lange nichts gegessen haben, sondern weil ihnen das Essen ein so wahnsinniges Vergnügen bereitet.

– *J'ai faim.*

– *Viens.*

- *Combien il reste d'argent?*
- *Rien.*
- *Bon, c'est maintenant que la vie commence.*
- *Qu'est-ce qu'on fait?*
- *On cherche de travail.*
- *Bon. Où c'est qu'on va?*
- *Je ne sais pas.*
- *Qu'est-ce que tu sais faire, toi?*
- *Je sais coudre, écrire, compter, lire, chanter.*
- *Moi aussi, mais j'aime pas coudre, écrire, compter, lire. J'aime que chanter.*
- *Moi, je chante faux et je cris quand je chante.*
- *Moi, j'aime crier, je chante juste.*
- *On va chanter alors.*

Wie die zwei danach ein Restaurant betreten und zu singen beginnen, ohne richtig zu wissen, wie die Melodie verlaufen wird; wie sie mit weit offenen Mündern zwischen den Tischen stehen, linkisch und deplatziert und schön. Und wie schmal ihre Hälse sind.

So etwas versuche ich ja hier auch, so habe ich es mir zumindest immer vorgestellt.

Eine der letzten Szenen: Während eine der beiden mit einem Mann im Bett liegt

(»J'ai envie de t'aimer.« »Aime-moi, alors.«),
schlägt die andere in seiner Küche Eier am Pfannenrand auf.

C., als wir gerade an der Saalsporthalle vorbeigehen: Er verspüre selten Hunger, das Hungergefühl sei ihm eigentlich schon immer ganz fremd gewesen.

Wie er so blass und groß in seinem Mantel über die weiten Wiesen des ehemaligen Waffenplatzes geht, als entstammte er einem verarmten Adelsgeschlecht.

In meinem Fall hingegen heißt jeder Satz, den ich zurzeit schreibe, immer auch:

J'ai faim./Aime-moi, alors.

Aber alle meine Darreichungen lehnt der Appetitlose seit vielen Wochen höflich ab,

auch die Früchte, die ich immer sorgfältig mit einem Taschentuch poliere, bevor ich sie ihm offeriere.

Wir gehen durchs offene Gelände, goldene Felder, Tümpel, irgendwann überqueren wir die Autobahn, weit unter uns die kleinen Fahrzeuge, die über die Fahrbahn in den Feierabend hinausschießen.

In der Post ein Buch von S., eine Sammlung von »Biographien der Wahnsinnigen« aus dem späten 18. Jahrhundert. Er habe sich gedacht, schreibt er, die Texte könnten womöglich interessant für mich sein.

Das Hospital der Wahnsinnigen zu P.

Der liebeswahnsinnige Jakob W***r, der meint, eine gläserne Brust zu haben und also ein Herz, das jede und jeder einsehen kann.

Die junge Frau zu B., die, von einem Mann, einem großen, »gleich einer Pappel am wasserreichen Flusse« gewachsenen Mann verlassen, immer wieder in die Kronen der Bäume steigt.

Als sie vom Dach des elterlichen Hauses stürzt und stirbt, als die Bevölkerung dem Sarg durch die Straßen der Stadt nachfolgt, deklamiert der Priester: *Er hat mich verlassen, aber der Herr nahm mich auf!*

Gegen zwei Uhr morgens quer über die Wiesen des Parks nach Hause, die trockenen Halme brechen knisternd unter den Schuhen.

Ich kenne, schreibe ich an C., ich kenne ein fremdes, ein tropisches Gebiet, Rebhühner wandern dort durch das schattige Gehölz, rotäugige Schildkröten liegen regungslos im stehenden Gewässer, silberne Täubchen nisten dort in den Kronen hoher Bäume, und während ich schreibe, fängt draußen schon das allgemeine Zwitschern der Vögel an.

Traum: Nach Mitternacht wache ich auf und steige die Treppe hinunter. Ich weiß, dass ich mich im Haus meiner Eltern befinde. Schon im Flur sehe ich, dass noch Licht brennt in der Küche, was mich nicht überrascht, denn meine Mutter, eine Grundschullehrerin, hat viele Nächte meiner Kindheit über den Küchentisch gebeugt zugebracht, zu ihrer Rechten die bereits durchgesehenen, zu ihrer Linken der Stapel der noch unkorrigierten Hefte, und auch in meiner Jugend saß sie oft noch dort, unter der tief hängenden Lampe, und arbeitete, wenn ich abends mit dem letzten Zug nach Hause kam.

Als ich mich nun der Küche nähere, sehe ich, dass meine Mutter keinen Stift, sondern eine Spindel in der Hand hält, eine Spindel, die ich, so meine ich mich augenblicklich zu erinnern, wenige Wochen vor dem Tod meiner Großmutter, der Mutter meiner Mutter, noch im Obergeschoss ihres Hauses zwischen überwinternden Pflanzen, alten Puppen und Dürrenmatts »Panne« herumliegen gesehen hatte. Ich musste bei meinen Besuchen im Laufe der Jahre unzählige Male daran vorbeigegangen sein, hatte ihr aber nie viel Aufmerksamkeit geschenkt: Seit langer Zeit schien sie keine Verwendung mehr gefunden zu haben.

Kurz bevor mich das Licht erfasst, das durch die Küchentür in den Flur fällt, bleibe ich stehen. Ich trage ein weißes T-Shirt mit der Aufschrift »International Institute for Sport«, das mir fast bis zu den Knien reicht. Ich bin ungefähr elf Jahre alt.

Meine Mutter, die ihre ganze Aufmerksamkeit dieser Spindel zu schenken scheint, hat mich bisher nicht bemerkt. Ich schaue ihr zu dabei, wie sie mit außerordentlicher

Geschwindigkeit geschickt mit dem Gerät umgeht. Als wäre ein unbekannter Geist in sie gefahren oder als wäre ihr ein lange vergessenes Wissen wieder zugefallen, hantiert sie mit der Spindel, und während sie dies tut, verändert sich ihr Gesicht; neue Züge legen sich über die alten oder es sind frühere Züge, die wieder hervortreten unter der mir vertrauten Gestalt ihres Gesichts.

Noch immer stehe ich im Dunkeln, und es ist mir peinlich, diese Verwandlung, diese Zustände meiner Mutter, deren Bedeutung ich nicht kenne, mit anzusehen. Ich betrete die Küche und reiße meiner Mutter das Ding aus der Hand, und in diesem Moment passiert es, dass ich mich damit steche; ich ramme mir die Spitze dieser dummen Spindel tief unter die Haut des linken Zeigefingers, Blut tropft auf mein T-Shirt, und ich denke noch, oh nein, nicht die linke Hand, da ich doch Linkshänderin bin.

Die Hand vor mir hertragend, als gehörte sie nicht zu mir, steige ich die Treppe wieder hoch und lege mich in mein Kinderbett. Wochen und Monate, dann Jahre verbringe ich in einem Zustand der Lethargie. Oft rühre ich mich kaum im Laufe eines Tages. Ab und zu gehe ich die Treppe hinunter und lasse mir in der Küche einige Handvoll Kellogg's Cornflakes in den Mund rieseln, dann lege ich mich wieder hin.

Als meine Mutter ins Kino fährt, um »Independence Day« zu schauen, und dann ein zweites Mal, um den Film noch einmal zu sehen, fahre ich mit und sehe mit meinen eigenen, adoleszenten Augen, wie sich die großen außerirdischen Scheiben vom Mutterschiff entkoppeln und langsam vor die Sonne schieben.

Bellevue

Ich betrete den Platz, auf dem die Dinge vorläufig lagern, diesen hypothetischen Speicher, so wie ich manchmal die italienischen Kirchen und Kapellen um die Mittagszeit betreten habe, um der Hitze zu entkommen: Kurze Visiten, ein rascher Gang durch die opulenten, im Halbdunkel liegenden Seitenschiffe, von dem niemand Notiz zu nehmen schien.

Fahre mit den Händen über die Oberflächen, berühre alles, was da ist.

Zu Laura in der Kantine: In Wahrheit würde ich zurzeit nur dasitzen und lesen.

In Marie Luise Kaschnitz' letzten, mit »Orte« überschriebenen Aufzeichnungen die Beschreibung ihrer selbst, wie sie einmal tanzte mit den Patienten einer »vornehmen Irrenanstalt«, deren Namen sie nicht nennt; dann die Erinnerung an ein Kind, den Sohn des Anstaltsleiters, der sich im nächtlichen Garten des Sanatoriums »mit zwei brennenden Kerzen einem starken dicken Baum näherte und diese Flämmchen an die Rinde hielt, überzeugt davon, daß

es ihm gelingen wird, den mächtigen Baum aufflammen zu lassen«. In derselben Nacht Feuerwerk, das in die Luft steigt: »Lichtgewächs«, schreibt Kaschnitz, Heiterkeit, in den Fenstern die klatschenden Patienten.

Seit Tagen habe ich nun diesen Jungen vor Augen, der sich schlafwandlerisch, geisterhaft fast, durch den dunklen Garten bewegt, flackernde Kerzen in den Händen; hin und wieder beleuchten die über ihm explodierenden Feuerwerkskörper die Szenerie und sein Gesicht. Als folgte er einer Eingebung, einer an ihn allein gerichteten Aufforderung, sucht er den Baum auf und versucht, ihn anzuzünden, ihn aufflammen zu lassen, ihn zu verwandeln in ein leuchtendes Zeichen im Garten des Sanatoriums.

Die sekundenlange Beleuchtung im Text als Markierung einer Stelle. So wie bei Hermann Burger das Glas plötzlich zu zittern beginnt, als er einmal im Speisewagen an Badgastein vorbeifährt: »als wolle sich ein Medium mir mitteilen«.

Er habe gewusst, »dass etwas los war, aber nicht was«.

Wie oft ich ja Kaschnitz' Aufzeichnungen zuvor schon an einer beliebigen Stelle aufgeschlagen oder ihren Anfang gelesen habe – die erste Seite, auf der sie, Kaschnitz, schreibt, hier stehe, was ihr eingefallen sei in den letzten Jahren, aber »nicht der Reihe nach«, ungeordnet, und die zweite, deren

erste Zeilen ich beinahe auswendig hersagen kann: *Oder Orte, nie gesehene, zum Beispiel Stockholm oder Aden am Roten Meer oder Samarkand* und so weiter,

die Vorstellung von Öltürmen, Ölschiffen, von der großen Hitze in Aden,

die Fremdenschiffe, die Vergnügungsschiffe, fahren alle vorbei.

Und nun auf einmal das Sanatorium auf Seite 64, das ich sofort wiedererkenne: Im Winter vor drei oder vier Jahren bin ich ab und zu an dem ausschweifenden Gelände vorbeigefahren, und noch früher, als Kind, hatte ich mit meiner Tante manchmal ganz in der Nähe in einer kleinen, schattigen Bucht gebadet.

Mit dieser Stelle, in diesem Garten anzufangen: Als hätte ich lange unentschlossen auf dem Zaun einer Koppel gesessen und hin und her überlegt, wie so ein Pferd, wie diese Tiere, die ja vielleicht fünfhundert oder sechshundert Kilogramm wiegen, geschickt aufzuzäumen seien; mich schlussendlich, verärgert über mein eigenes Zaudern, kurzerhand auf eines der Pferde geworfen, mich festgehalten, so gut es mir eben möglich war.

Die Sache mit dem Zaumzeug als illusorisch verworfen.

In Kaschnitz' Aufzeichnung: Zu jenem Sohn, der die Flammen vor den Augen der Patienten auf den Baum zuführt, um ihn brennen zu lassen, tritt ein zweiter hinzu. Er (Robert), der sich kurze Zeit später, so Kaschnitz, vor einen Zug legen wird, ist es, der in dieser Nacht den Feuerträger aufhält.

Ein Bild, das der Maler Ernst Ludwig Kirchner 1917 oder 1918 während seines Aufenthalts in der geschlossenen Abteilung für sechszwanzig männliche Kranke anfertigt: »Der Kopf des Studenten Robert Binswanger«. Das Gesicht des Jungen als Holzschnitt: Seitenscheitel, weit aufgerissene Augen.

Als Kaschnitz am nächsten Tag über den Anstaltsgrund geht, trifft sie dort auf Vaslav Nijinsky, den russischen Tänzer, von dem man zu Beginn des letzten Jahrhunderts sagt, niemand vollführe Sprünge wie er, der dabei hoch in die Luft aufsteigt und dort einen Augenblick lang stillzustehen scheint oder springend seine Beine fünf Mal überkreuzt.

Nijinsky, der am 19. Januar 1919 im Hotel Suvretta in St. Moritz zum letzten Mal auftritt: Er werde nun den Krieg tanzen, habe er gesagt und tatsächlich so ausgesehen, als tanzte er um sein Leben. Sei dann in den Tagen danach wieder ganz zu seinen Tagebüchern zurückgekehrt.

»Ich werde eine Brücke zwischen Europa und Amerika bauen, die nicht teuer sein wird«, schreibt er.

Und: »Ich habe in einem Aeroplan gesessen und geweint.«

Am 4. März desselben Jahres wird Nijinsky in die »Irrenheilanstalt Burghölzli« gebracht, später überwiesen in das Sanatorium am See, wo, wie es bei Joseph Roth heißt, »die Irrenwärter zärtlich waren wie Hebammen«.

Radetzkmarsch: Jedes halbe Jahr begibt sich der »an leichtem, sogenanntem zirkulären Irresein« leidende Fabrikant Taußig in die Schweizer Anstalt, in der »verwöhnte Irrsinnige aus reichen Häusern« die zärtliche Behandlung der Irrenwärter erfahren.

Wie ich damals, im Winter, dem Uferweg in der Nähe des ehemaligen Sanatoriums folgte: Dampfschwaden hingen über der Wasseroberfläche, die Straßen waren mit einer dünnen, fast unsichtbaren Schicht Eis überzogen. Abends im Schneegestöber die Rücklichter der Autos, die mit laufendem Motor am Bahnübergang standen. Ich hörte *Turiya and Rama-krishna* auf meinen Kopfhörern, nachts schaute ich fern.

Im dritten Untergeschoss der Zentralbibliothek eine Kaschnitz-Biografie aus dem Jahr 1992. Dem ersten Teil (Wälder der Kindheit) sind drei Zeilen vorangestellt:

Und rasch war die Zeit meine Zeit.

Wer von Pferden gezogen zur Welt kam
Verließ sie im Raumschiff.

Ich habe in einem Aeroplan gegessen und geweint.

S. 21: Kaschnitz, als sie noch Marie Luise von Holzing-Berstett heißt, oder vielmehr EIRAM ESIUL, läutet als Kind nach dem Kindermädchen Lulu, »das tröstend mit Zuckerwasser ins Zimmer kommt«.

S. 24: Über *Das dicke Kind* sagt sie zu Horst Bienek, sie sei selbst auch ein »braves, schläfriges und viel essendes Kind« gewesen, »aber eben eines mit vielen Ängsten und eines, das bei jeder Gelegenheit zu heulen anfang«.

Kein Hinweis auf einen Besuch der Gärten des Sanatoriums.

Sieben oder acht Jahre vermutlich bevor der Sohn des Psychiaters, beleuchtet von den Feuerwerken, die sich in der Luft zu immer neuen, hellen Formationen ausbreiten, die flackernden Kerzen durch den Garten trägt, wird am 14. Januar 1921 die Patientin, der Binswanger den Namen »Ellen West« verleihen wird, in die Kuranstalt Bellevue in Kreuzlingen aufgenommen.

Und in den Fenstern, schreibt Kaschnitz, standen die Patienten und klatschten.

Und die Irrenwärter waren zärtlich wie Hebammen.

Im Herbst vor ihrer Ankunft am südlichen Ufer des Bodensees, am 21. Oktober 1920, schreibt West in ihr Tagebuch:
»Von Zeit zu Zeit fallen mir neue Indizienbeweise ein: z. B. Wenn ich in einem leeren Hotelzimmer ankomme, möchte ich zuerst etwas essen.«

Deutschlandreise. Mannheim, Köln, Münster. Blauer Himmel über Westfalen. Die Bäume vor Recklinghausen sind groß und stehen dicht an den Gleisen, die Unterseite ihrer Blätter leuchtet silbern im warmen Oktoberlicht.

In der Nacht zuvor, als ich gegen ein Uhr noch einmal aus dem Haus gelaufen bin, plötzlich Hunderte von Fledermäusen, die unablässig um die Flutlichter des leeren Letzgrund-Stadions kreisen. Immer wieder schießen einzelne Tiere aus dem Scheinwerferlicht in die Dunkelheit hinaus und tief über mich hinweg. Ich lege den Kopf in den Nacken, habe das weiße Fell ihrer Bäuche in aller Deutlichkeit vor Augen. Vor der Lion Bar ein roter Lamborghini Aventador mit geöffneten Scherentüren.

Und gleich habe ich diese Tiere, auch das Auto, wieder als Zeichen genommen, als Hinweis auf C.: Als handelte es sich um Trägerinnen einer Botschaft, die ich lange Zeit erwartet hatte (*J'ai faim. / Je t'aime.*). Obwohl er, C., zu dieser Zeit ziemlich sicher nichts ahnend auf dem Bett lag und *Persian Surgery Dervishes* hörte.

Als ich im leeren Hotelzimmer ankomme, bin ich hungrig.
Durch das offene Fenster das Rauschen der Fahrzeuge,
die in zweihundert Metern Entfernung über die deutsche
Bundesautobahn durch das Münsterland und auf die Ost-
see oder auf Leverkusen, das Dreieck Vulkaneifel und den
Saarkohlenwald zurasen.

Die großen Schatten der Pferde, die durch die Parklandschaft
laufen.

Irgendwann, spät, das aufleuchtende Display des Telefons
(*RoamingInfo*).

Frühmorgens irre ich auf der Suche nach dem Ausgang
mit nassem Haar durch die dunklen Flure des Hotels. Das
dringende Verlangen, immer von C. zu sprechen, alle Sätze
insgeheim von C. handeln zu lassen, auch dann z. B., als
die Rezeptionistin mich fragt, ob ich etwas aus der Minibar
genommen habe. Im Bus zum Bahnhof Frauen mit großen
Körben, als gingen sie alle in die Pilze.

Als ich ihn, C., zum ersten Mal sah: Wir hielten uns im
Trolleybus an den Stangen über unseren Köpfen fest.

Später einmal, als ich über die Rolltreppen im Letzipark ging.

Wie sich schon damals, in jedem dieser Augenblicke, dieses
schockierende Licht über alles gebreitet hat, jenes Licht, das

die Erscheinung umkleidet, das Licht, dem die blinde Pilgerin
sich in einem Pinienwäldchen zusammen mit Tausenden ent-
gegenwirft, ganz außer sich: ein Eklat.

Diese blöde Verwandlung der Welt in ein Pinienwäldchen.
Das zwar sehr schön ist.

Kaffee mit Erika, meiner Nachbarin aus dem zweiten Stock.
Sie hat früher in der Kantine auf dem Gelände der Zahn-
radfabrik Maag gearbeitet, die dann in den Neunzigerjahren
geschlossen wurde.

Während wir sprechen, marschiere ich schon wieder
heimlich davon, auf direktem Weg in den erwähnten Wald
hinein.

Erika mit ihren schönen kleinen Kreolen, die von weitem
noch zwischen den Baumstämmen hindurchfunkeln.

Alle Vögel sind schon da.

Und alles glänzt und strahlt und ist ein einziges großes Ver-
sprechen:

Ich lagere auf Betten aus Moos, mit aufgesperrten Augen
betrachte ich alles: Er (C.) liegt in allen Dingen, und deshalb
liebe ich alle Dinge so sehr.

Und noch nie habe ich einen Wald gesehen, der so irrsinnig
hell beleuchtet ist, sage ich zu den Freunden: Seit eineinhalb
Jahren habe ich ja überhaupt kein Auge mehr zugemacht.

Tagelang lümmle ich im Schatten der Bäume herum oder
erklimme Plateau um Plateau, und bevor ich den höchsten
Punkt erreiche, sehe ich ganz aufgekratzt gerade noch, wie
eine Gruppe von Vögeln in V-Formation durch das Zentrum
der Sonne fliegt.

Die Höhepunkte, die bei Lady Chatterley ja *crisis* heißen.

Stimmt schon, dass ich auch viel weine in diesem Wald, sage
ich zu den Freunden, die ihre Skepsis zum Ausdruck bringen.
Bin oft hungrig und müde und allein, vor allem habe ich in
einem Moment der Ekstase meine Stifte verlegt.

Deborah Levy in ihrer Antwort auf George Orwells »Why I
Write«: »The night before, when I had walked into the forest
at midnight, that was what I really wanted to do. I was lost
because I had missed the turning to the hotel, but I think I
wanted to get lost to see what happened next.«

Plötzlich wieder an den Wald in EIRAM ESIULs Erzählung
Das dicke Kind gedacht, an das Kind mit seinen kühlen,
hellen Augen, das an einem Winternachmittag auf einmal die
Wohnung der Erzählerin betritt.

Es isst die Brote, die die Frau zuvor für sich selbst zube-
reitet hat: Wie eine Raupe, heißt es, verspeist es alles, was sie
ihm widerwillig aufträgt, und die Geräusche, die es dabei
verursacht, wecken in der Frau, die das Kind mit Argwohn
betrachtet, Ärger und auch Verzweiflung, ja düstere Gefühle.

Später bricht es beim Eislaufen ein, das Kind, und
steht bis zur Hüfte im eisigen Wasser, dort, wo eben noch
seine Schwester ihre vollendeten Bahnen gezogen hat.
Und während die Erzählerin, die auf dem vereisten Steg
steht, noch zweifelt, ob es dem dicken Kind gelingen wird,
sich selbst aus dem Wasser zu ziehen, sieht sie, dass etwas
mit seinem Gesicht geschieht: Umgeben vom dunklen
Wasser scheint es plötzlich alles Leben der Welt zu trinken,
trinken zu wollen, und es beginnt, seinen schweren Körper
mühsam aus dem Wasser zu hieven,

»ein schreckliches Ringen um Befreiung und Ver-
wandlung, wie das Aufbrechen einer Schale oder eines
Gespinnstes«,

und der See an diesem Tag ist noch immer von schwarzen
Wäldern umgeben, so wie ihn die Erzählerin auf dem Steg in
ihrer Kindheit kannte.

Wir folgen einer engen, mit großen Steinen gepflasterten Straße. Die Besitzerin der Pension, sagt K., Beatrice, eine Frau um die sechzig, sitzt den ganzen lieben Tag lang an einem großen Tisch vor ihrem Haus, auf dem Schoß das eine oder andere Enkelkind, neben ihr ihre Tochter, die sich auf Stellensuche befindet, oder der Schwiegersohn, ein langhaariger Franzose aus Toulouse, von dem sich die Tochter längst getrennt hat, dem aber die Sympathien seiner Schwiegermutter in der Hauptsache gelten. Er trägt kurze Hosen und albert mit seiner Tochter herum oder streicht den weiblichen Gästen im Vorbeigehen mit dem Zeigefinger über den Nacken. Es ist unmöglich, die Pension zu betreten oder zu verlassen, ohne von Beatrice an diesen Tisch kommandiert zu werden, um zumindest einen Espresso zu trinken, den Beatrices Tochter jeweils widerwillig aufsetzt. Die Enkelkinder mit ihren staubigen Händen und Füßen und ihrem langen französischen Haar wälzen sich einem auf den Schoß, sie besteigen einen, wie sie auch Mauern oder Hügel besteigen, und fahren den Gästen der Pension über die Gesichter, als wären sie blind, blinde Kinder, die versuchten, aus der Reihe der Anwesenden die ihnen bekannten Personen festzustellen. Unter den Gästen, sagt S., finden sich solche, die durchaus Gefallen finden an Beatrices strenger Form der Gastfreundschaft, einige deutsche Rucksacktouristen und ein Vulkanforscher mit seiner Freundin, die eben noch den Krater des Stromboli fotografierten und nun auf ihren Rückflug nach Turin warten, haben sich an diesem Tisch eingerichtet. Jeden Morgen nehmen sie ihre angestammten Plätze ein und plaudern, während sie gleichzeitig Feigen vierteilen, auf ihren Telefonen die Wetterprognose abfragen oder den träge herumliegenden Katzen übers Fell

streichen. Für Außenstehende, sagt K., scheint ihre Verbindung mit der Familie Beatrices privaten, ja verwandtschaftlichen Charakter zu haben. Nicht zuletzt die vertrauliche, wenn nicht zudringliche Umgangsweise, die der Franzose zum Missfallen der Tochter Beatrices mit den Gästen pflegt, führt dazu, dass alle Grenzen unscharf werden.

Der Franzose, sagt S., nenne die Schwiegermutter Mamma, ebenfalls seine Ex-Frau.

Ich esse und trinke mit Vergnügen. Beatrice lässt ihre Tochter Oliven und Crudo auftragen. Der Wein schmeckt angenehm bitter. Ich lasse mir nachschenken vom Franzosen, der keine Schuhe trägt und immer ein Auge darauf hat, dass die Gläser gefüllt sind. Nach soundso vielen Gläsern hämmern die Pulse bis in die Fingerspitzen. Für kurze Zeit, sage ich, sei ich verlobt gewesen mit einem Überseer, aber das gehöre nun der Vergangenheit an. Beatrices Tochter wischt einem Kind mit einem Taschentuch über den klebrigen Mund. Sie raucht dünne Zigaretten und spielt mit ihrer freien Hand mit der Zigarettenschachtel. S. lässt sich von einem Bielefelder Philosophiestudenten die Struktur der sizilianischen Gesellschaft auseinandersetzen. Ich arbeite an einer Schrift über den Beruf der Frau, nachts höre ich Turiya and Ramakrishna auf meinen Kopfhörern.

Gegen vier Uhr früh, sagt Clara, die Freundin des Vulkanforschers, habe der Stromboli wieder große Mengen an Lava ausgestoßen. Sie habe Bilder gesehen, die zeigten, dass viele Bewohner und Bewohnerinnen der Insel zu dieser Zeit in kleinen Motorbooten aufs dunkle Meer hinausgefahren seien.

Vor der steilen Flanke des Vulkans, der Sciara del Fuoco, schaukelten sie auf dem schwarzen, ja tiefschwarzen Wasser, die orange leuchtende, irre heiße Masse vor sich, die laufend über den Kraterrand hinab ins Meer fließt und dort bei der Berührung mit dem Wasser hoch aufsteigende, gespenstische Dampfwolken erzeugt.

Als ich frühmorgens aus dem Haus trete und mir gerade eine blaue Traube in den Mund stecke, taucht Beatrice geräuschlos aus dem Garten auf. Sie tritt neben mich, mustert mich und legt mir dann mit einem anerkennenden Blick ihre rechte Hand auf den Bauch. Regungslos bleibe ich stehen, die Traube auf der Zunge.

Clara sagt, sie habe den Eindruck, in Wahrheit warte die versammelte Gesellschaft, Beatrices Hof, nur auf die Entscheidung des Franzosen für eine der anwesenden Frauen. Wenn er so herumgehe und die Nacken der Frauen berühre, dann erinnere sie das an ein Spiel, das sie früher gespielt hätten: Die Kinder saßen im Kreis, einander zugewandt, während hinter ihnen ein ausgewähltes Kind vorbeiging, ein Stück Stoff oder ein zusammengeknülltes Taschentuch in der Hand, das es irgendwann, möglichst unauffällig, hinter dem Rücken eines Kindes fallen ließ. Interessanterweise, sagt Clara mit in Falten gelegter Stirn, scheine dieser Franzose, der hinter unseren Rücken seit Tagen im Kreis renne und sein Taschentuch nicht fallen lasse, die ganze Runde, auch sie selbst, in der Hand zu haben, obwohl sie sich in keiner Weise für diesen Mann interessiere, nur schon deshalb nicht, weil er niemals Schuhe trage, was in ihren Augen einen Mangel an Stil erkennen lasse.

S. meint, Beatrice sei wohl der Überzeugung, ich sei schwanger, und habe mir mit ihrer Hand gewissermaßen ihren Segen gegeben: von Mamma zu Mamma. Madonna. K. hingegen glaubt, Beatrice halte ganz einfach nichts von der weitverbreiteten Magerkeit der jungen Frauen und habe mit ihrer intimen Geste ihre Freude darüber zum Ausdruck bringen wollen, dass ich das Leben in seiner ganzen Üppigkeit genieße und zum Ausdruck bringe.

Ich liebte das Leben leidenschaftlich, die Pulse hämmerten bis in die Fingerspitzen, nun liege ich mit geschlossenen Augen auf der Récamiere, denke nach über die Berufung der Frau und das Taschentuch des Franzosen. Ich aß und trank mit Vergnügen: Jetzt ist die Zeit der Feigen und Weintrauben vorbei.

S. und der Franzose sind zu einem Abendspaziergang an der Mole aufgebrochen. Die Tochter Beatrices zündet sich eine Zigarette an und wirft den Kopf in den Nacken, wenn sie den Rauch ausstößt, als beobachtete sie die Zeichen, die Signale, die sie sendet. Auf der Bank an der Hauswand liegt ihre Tochter und schläft, das verknotete, strähnige Haar ist ihr ins Gesicht gefallen, Claras Freund deckt sie mit seiner North-Face-Jacke zu und geht schlafen.

Die Grillen im Garten der Italienerin. Die Madonna des Briefes mit den drei ausgespreizten Fingern der rechten Hand. Die Kleider der Frauen am Tag des Landgangs. Schlafende Tiere, tote Tiere, faulende Gemüsereste.

Clara sagt, auf der Insel Stromboli habe sie im Dorfladen jeden Morgen dieselbe Frau angetroffen, eine groß gewachsene, ernste Frau im Alter von vielleicht siebenundzwanzig Jahren. Sie sprach gebrochenes Italienisch und kaufte stets Zigaretten und Obst, manchmal auch ein Brot. Es lag etwas Hartes, Kantiges in den Gesichtszügen dieser Frau, sie trug ihr Haar in einem Millimeterschnitt, und trotz der Hitze kam sie immer in schweren Schuhen daher. Na ja, sagt Clara, diese Frau hat mir gefallen, und ich stellte mir einige Tage lang vor, wie sie wohl lebte und reiste, ich sah sie auf der Rückbank eines Taxis durch asiatische Großstädte fahren oder Rotwein trinkend im Speisewagen eines europäischen Nachtzuges vorbei an Mannheim, Frankfurt, Fulda, in Sigfried Giedions Herrschaft der Mechanisierung oder Paul Lafargues Recht auf Faulheit vertieft. Obwohl ich natürlich wusste, dass es sich dabei um Unfug handelte, dachte ich an diese Frau als Kriegerin, als Person, die ihr Überleben im Zweifelsfall alleine sichern würde, ja, ich war mir sicher, dass sie alleine lebte, dass sie ihr Leben alleine verbrachte, nur schon ihrer Größe wegen schien sie in kein konventionelles Arrangement zu passen.

Beatrices Tochter lacht an dieser Stelle auf, sie streicht sich eine Strähne aus der Stirn und steht dann auf, um uns und sich selbst nachzuschenken.

Na ja, sagt Clara, schließlich saßen mein Freund und ich zwei oder drei Tage vor unserer Abreise auf dem Vorplatz der kleinen Kirche, wo sich die Nachbarn und Feriengäste Abend für Abend treffen, um auf dem Mäuerchen und den Stufen zur Kirche zu sitzen und aufs Wasser hinunterzuschauen, als die Kriegerin in Begleitung eines Mannes auftauchte. Sie setzten sich nah beieinander auf die Mauer, und ich sah augenblick-

ourdieu: Die Berber in der Kabylei sagten v
iner Frau geschlafen hat, er habe »gege-

ften Mann handelte,
ien. Dieser Anblick
Wei, dass ich mir in
Haupte x Kirche immer
vorgesehen, e lächerliche,
ihre harten G, ich nun
Im Gegenteil, sag and:
gefunden, der nicht, Spiel
Frau war, hinzunehmen,
Wofür, dachte ich in meine
Freund und ich den Vulkan be
aßen, wofür habe ich all das nur
wusste ich selbst nicht ganz genau, e
keit vielleicht, die, wie ich nun verstand,
stärkerem Maß beeinflusst hatte, als ich jen.

Beatrices Tochter trägt ihr schlafendes Kind ins Innere des Hauses und trinkt, als sie zurückkehrt, ihr Glas in großen Zügen leer. Hier, sagt sie, scheinbar ohne sich an jemanden zu richten, in der Meerenge zwischen Insel und Festland, lauern seit jeher zwei Monster: Skylla, die die Männer an Bord der passierenden Schiffe verschleppt, und Charybdis, die alles zu sich in die Tiefe reißt, um ihren monströsen Hunger zu

Clara sagt, auf der Insel Stromboli habe sie im Dorfladen jeden Morgen dieselbe Frau angetroffen, eine groß gewachsene, ernste Frau im Alter von vielleicht siebenundzwanzig Jahren. Sie sprach gebrochenes Italienisch und kaufte stets Zigaretten und Obst, manchmal auch ein Brot. Es lag etwas Hartes, Kantiges in den Gesichtszügen dieser Frau, sie trug ihr Haar in einem Millimeterschnitt, und trotz der Hitze kam sie immer in schweren Schuhen daher. Na ja, sagt Clara, diese Frau hat mir gefallen, und ich stellte mir einige Tage lang vor, wie sie wohl lebte und reiste, ich sah sie auf der Rückbank eines Taxis durch asiatische Großstädte fahren oder Rotwein trinkend im Speisewagen eines europäischen Nachtzuges vorbei an Mannheim, Frankfurt, Fulda, in Sigfried Giedions Herrschaft der Mechanisierung oder Paul Lafargues Recht auf Faulheit vertieft. Obwohl ich natürlich wusste, dass es sich dabei um Unfug handelte, dachte ich an diese Frau als Kriegerin, als Person, die ihr Überleben im Zweifelsfall alleine sichern würde, ja, ich war mir sicher, dass sie alleine lebte, dass sie ihr Leben alleine verbrachte, nur schon ihrer Größe wegen schien sie in kein konventionelles Arrangement zu passen.

Beatrices Tochter lacht an dieser Stelle auf, sie streicht sich eine Strähne aus der Stirn und steht dann auf, um uns und sich selbst nachzuschenken.

Na ja, sagt Clara, schließlich saßen mein Freund und ich zwei oder drei Tage vor unserer Abreise auf dem Vorplatz der kleinen Kirche, wo sich die Nachbarn und Feriengäste Abend für Abend treffen, um auf dem Mäuerchen und den Stufen zur Kirche zu sitzen und aufs Wasser hinunterzuschauen, als die Kriegerin in Begleitung eines Mannes auftauchte. Sie setzten sich nah beieinander auf die Mauer, und ich sah augenblick-

lich, dass es sich um einen schönen, sanften Mann handelte, mit dem die Frau zusammenzuleben schien. Dieser Anblick erschütterte mich auf gewisse Weise so sehr, dass ich mir in den folgenden Tagen diesen Augenblick vor der Kirche immer wieder vergegenwärtigte. Vor allem spürte ich eine lächerliche, aber tiefe Eifersucht auf diese Frau, deren Auftreten ich nun nicht mehr bewunderte, sondern als Provokation empfand: Sie, die sich an keine Regeln gehalten hatte und, statt das Spiel mit dem Taschentuch zu spielen, in Speisewagen durch die Welt reiste, sie, die das Taschentuch liegen gelassen oder am Hauptbahnhof in einen Mülleimer geworfen hatte, war der vorgesehenen Strafe für ihre Zügellosigkeit, ihre Größe und ihre harten Gesichtszüge, fortan allein zu leben, entgangen. Im Gegenteil, sagt Clara, hatte sie diesen sanften Mann gefunden, der nicht nur die Kapazität besaß, all dies, was diese Frau war, hinzunehmen, sondern sie liebte und begehrte. Wofür, dachte ich in meiner Eifersucht tagelang, während mein Freund und ich den Vulkan beobachteten und große Kapern aßen, wofür habe ich all das nur getan. Was ich damit meinte, wusste ich selbst nicht ganz genau, eine Form der Enthaltsamkeit vielleicht, die, wie ich nun verstand, mein Leben in viel stärkerem Maß beeinflusst hatte, als ich jemals gedacht hatte.

Beatrices Tochter trägt ihr schlafendes Kind ins Innere des Hauses und trinkt, als sie zurückkehrt, ihr Glas in großen Zügen leer. Hier, sagt sie, scheinbar ohne sich an jemanden zu richten, in der Meerenge zwischen Insel und Festland, lauern seit jeher zwei Monster: Skylla, die die Männer an Bord der passierenden Schiffe verschleppt, und Charybdis, die alles zu sich in die Tiefe reißt, um ihren monströsen Hunger zu

stillen, Föhren und ihre Ladungen, lebende Tiere, Automobile, Cocktailgläser und Matrosen. Bevor sie hierher in die Verbannung geschleudert wurde, so sagt man, lebte Charybdis an Land, so wie wir, aber hungrig war sie, immer hungrig, so hungrig, dass sie hinging und die Rinder des Herkules nahm und verschlang.

Gegen zwei Uhr betritt K. mein Zimmer und sagt, S. sei noch nicht von ihrem Spaziergang mit dem Franzosen zurückgekehrt. Die Tochter Beatrices sei vor dem Fernseher eingeschlafen. K. setzt sich auf den Bettrand und flicht ihr Haar zu einem Zopf. Bist du auch hungrig, fragt sie. Ja, sage ich, aber die Zeit der Feigen und des guten Schinkens ist nun vorbei.

Spätnachts: Der Kondensmilch trinkende Klaus Kinski in »Burden of Dreams« (1982), der es nicht über sich bringen kann, das Getränk (Masato), das die Frauen im peruanischen Regenwald zubereiten, indem sie die Wurzelknollen der Maniokpflanze erst kauen und dann wieder ausspucken, zu trinken.

E. West, S. 67: »2. Wenn ich merke, wie viel ich essen kann, erwacht in mir eine furchtbare Angst vor mir selbst. Eine Angst vor dem Tierischen in mir. Eine Angst vor etwas Uferlosem, in das ich zu versinken drohe.«

Bei Bourdieu: Die Berber in der Kabylei sagten von einem, der mit einer Frau geschlafen hat, er habe »gegessen und getrunken«.

Mit Paul im Aldi in Stötteritz: Er rennt hin und her zwischen den Regalen, Portwein, Clementinen, Brot, Bier, Milch, Spinat, Marmeladen. Ich sage, bei Ellen West heiße es: »Wir haben es in der Analyse so erklärt: ich versuche beim Essen zwei Dinge zu befriedigen: den Hunger und die Liebe.«

Durch die stillen Straßen tragen wir die Einkäufe nach Hause. Wie damals, als ich selbst noch hier wohnte: die vereinzelten Lichter hinter den Fenstern der hohen Häuser, dazwischen die dunklen Stellen, unbewohnte Etagen, verlassene Objekte.

Wenn man nachts nach Hause ging, hangelte man sich sozusagen von Lampe zu Lampe.

Plötzliche Erinnerung an die letzte Neujahrsnacht: Ich träumte von einer Reise entlang der Küste des Ionischen Meers, sah glänzende Landschaften, in sommerliches Licht getauchte Hügel, Promenaden, Städte, Supermärkte, die weißen Minarette einer Moschee. Jugendliche begleiteten mich auf ihren Motorrollern, zusammen schraubten wir uns auf der SH8 immer weiter hoch ins Gebirge.

Als handelte jeder Traum von C. oder als könnte er, C., sich umgekehrt in alles verwandeln: Tiere, feinstoffliche Materie, Landschaften.

Wie ich dann am ersten Januar mit Laura auf den Rietberg hochging: Unter uns ganz festlich der See, letzte Feuerwerkskörper stiegen am frühen Nachmittag in die Luft. Ernst Ludwig Kirchner, lasen wir, habe im Juli 1919 über die junge Zürcher Künstlerin Alice Boner geschrieben: »Weiche Studentin. Wein, Zigaretten. [...] Sucht Liebe und setzt sie in die Landschaft.«

Die Stadt war so still und leer an diesem ersten Tag des Jahres. Die Hände in den Manteltaschen, ging ich zurück nach Hause, und als ich die verlassene Fritschiwiese überquerte, fiel mir ein, dass er, C., als er zum ersten Mal meine Wohnung betreten hatte, plötzlich sehr hungrig gewesen war, wie er selbst sagte; er öffnete all meine Schubladen und Schränke, sogar das Gefrierfach.

»Traum 3: Träumt, daß sie auf der Reise nach Übersee durch eine Schiffsluke ins Wasser gesprungen ist. Der erste Geliebte (der Student) und der jetzige Mann haben Wiederbelebungsversuche gemacht. Sie hat viele Pralinées gegessen und die Koffer gepackt.

Traum 4: Sie bestellt sich Goulasch, sagt, daß sie sehr hungrig ist, will aber nur eine kleine Portion haben. Klagt ihrem alten Kindermädchen, daß man sie sehr quält. Will sich im Wald anzünden.«

Ellen West, 1888 in *Übersee* geboren, übersiedelt mit ihrer Familie, von der es heißt, sie sei vermutlich jüdisch und vermögend gewesen, noch als Kind nach Europa. »Ihre Spiele waren bis zum 16. Jahr knabenhaft. Am liebsten ging sie in Hosen.«

Nachdem sie als Zwanzigjährige mit Umweg über Sizilien von einer zweiten Amerika-Reise zurückkehrt und noch zu Beginn ihrer Zeit in Sizilien »einen Riesenappetit entwickelt«, beginnt sie zu hungern, bricht zu immer ausgedehnteren Spaziergängen auf. Bleiben die Freundinnen unterwegs stehen, berichtet Binswanger, geht sie in Kreisen um sie herum, umkreist sie fortwährend, um in Bewegung zu bleiben.

Brief an Emma: »Es ist überhaupt eine ganz große Scham in mir, dass ich so beherrscht werde von einer Idee, die allen vernünftigen Menschen unsagbar lächerlich und verächtlich vorkommen muss.«

Es handle sich, heißt es in der Forschungsliteratur, bei der Entscheidung, zu essen oder es nicht zu tun, um eine Obsession mit dem Tod, die Patientin EW habe die Frage

nach Leben oder Tod am Beispiel des Essens verhandelt, es ist die Rede von der *great depression*, der Melancholie, obsession de la honte du corps, anorexia nervosa, von der Entfremdung der Frau im Patriarchat, von einer Reduktion des Weltentwurfs auf die Gestalt des Loches, von einer ausgesprochenen Oralität, der Gier zur Einverleibung, zur Ausfüllung. In der von Binswanger in den Kriegsjahren 1944/45 publizierten Fallstudie die »Gleichungen« A. schlank = geistig; dick = jüdisch, bürgerlich, und B. Essen = Befruchtet- und Schwangerwerden.

»Auch im Falle Ellen West«, schreibt Binswanger, »zeigte sich die Ausfüllungsgier ja keineswegs nur in Form der Freßgier und des Hungers, sondern in Form ihrer Lebens- und Machtgier, ihres Lebens- und Machthungers (›Ehrgeiz‹) überhaupt.« West beiße »in alles Leben gierig hinein«.

»Oh, that I were a boy, a boy« (EW, März 1902)

Am Telefon mit A. erzähle ich von dem dicken Kind, das ich gestern im Selbstbedienungsrestaurant gesehen habe: Die Mütze tief ins Gesicht gerutscht, sitzt es vor einem Berg Bratkartoffeln und redet in einem fort auf die Mutter ein, geradezu beschwörend bringt es das Anliegen vor, es möchte nach seinem Tod hierher zurückkehren und für immer Kartoffeln essen.

Denn so stellt sich das Kind den Himmel vor: Bratkartoffeln im Überfluss.

Beim Mittagessen meint C., die passabelste Möglichkeit, noch einmal über EW zu schreiben, nachdem es so viele schon getan haben, liege vielleicht in der vollständigen Abkehr von der Analyse und den Studien: Die Frau, deren Namen wir nicht kennen, jüdisch, zweisprachig, gut situiert, die sich zweimal verlobt und diese Verlobungen auf Wunsch des Vaters wieder löst, der kein Pferd zu gefährlich ist, die liest und sich für die politische Ökonomie interessiert, erst Revolution machen will, zur Verbesserung der Welt berufen (»Konzessionen machen predigt ihr? Ich will keine Konzessionen machen! Ihr seht es ein, die bestehende Gesellschaftsordnung ist faul, bis auf die Wurzel angefault, schmutzig und gemein; aber ihr tut nichts, um sie umzustößen.«), die »wie eine russische Nihilistin Heimat und Eltern verlassen, unter den Ärmsten der Armen leben und Propaganda machen [will] für die grosse Sache«, dann wieder Hals über Kopf in die Tiefe stürzt, zu nichts nütze und dunkel, sehnsüchtig, sie versagt sich im frühen 20. Jahrhundert das Essen trotz ihrer Lust, ihres großen Appetits, und wird zur immer wieder versuchten Asketin.

»Ich will kurz einen Morgen schildern. Ich sitze am Schreibtisch und arbeite. Ich habe viel zu tun; viel, auf das ich mich gefreut habe. Aber eine quälende Unruhe läßt mich nicht zur Ruhe kommen. Ich springe auf, laufe hin und her, bleibe immer wieder vor dem Schrank stehen, in dem mein Brot liegt. Ich esse etwas davon; 10 Minuten später springe ich wieder auf und esse wieder etwas davon. Ich nehme mir fest vor, jetzt nichts mehr zu essen. [...] Meistens endet es so, daß

ich auf die Straße laufe. Ich laufe vor dem Brot in meinem Schrank weg [...] und irre planlos umher.«

Als wir nach dem Essen am Fenster sitzen und Kaffee trinken, lesen wir Thomas Bernhards Beschreibung seiner Entgegennahme des Grillparzerpreises in Wien: wie Bernhard am Tag der Zeremonie in der Kabine des *Sir Anthony* einen neuen Anzug anprobiert, diesen wenige Stunden später, nach einem Essen mit Freunden und seiner Tante in der Gösler Bierklinik, als ganz offensichtlich viel zu eng, »um mindestens eine ganze Nummer zu klein« empfindet und noch am gleichen Tag zurückkehrt ins Ladengeschäft, um ihn gegen einen größeren umzutauschen.

»Nach Tisch«, sage ich, als ich das Buch zuklappe, schreibe EW, sei ihr »immer am allerschlimmsten zumute«. Gefühle der Leere, der Angst und der Hilflosigkeit.

An anderer Stelle: »Sowie ich einen Druck in der Taille fühle – ich meine einen Druck des Rockbundes –, sinkt meine Stimmung und ich bekomme eine so schwere Depression, als handle es sich um wunder was für tragische Sachen.«

Während C. sich die Schuhe schnürt, sage ich, EW habe gemeint, sie würde die Befreiung finden, wenn sie nur das Rätsel lösen könnte, das »die Verknüpfung des Essens mit der Sehnsucht« darstelle.

Schneeverdingen

– Als ich also jenen Winter in der Nähe des ehemaligen Sanatoriums am See verbrachte. Da kam nach einigen Wochen eine meiner Tanten zu Besuch. Sie hatte von meiner Mutter von meinem Aufenthalt erfahren und war dann, mit ihrem Renault Twingo, aus einer Laune heraus, wie sie sagte, hergefahren. Nun stand sie unten in der Kälte und klingelte, den Kopf in den Nacken gelegt. Diese älteste Schwester meiner Mutter habe ich immer sehr gemocht, bei jeder Gelegenheit brach sie in ausgelassenes Gelächter aus, im Prinzip schien sie das Tun, ja das Sein der anderen auf solche Gelegenheiten hin zu untersuchen. Jedes Mal, wenn ich sie sah, stellte sie mir zum Beispiel eine Reihe von sachlichen Fragen, das Lachen aber schon in den Augen und im Hals, bis ich ihm mit einer meiner Antworten endlich Anlass gab, hervorzubrechen.

Als sie damals unten vor dem Haus stand und klingelte, saß ich im zweiten Geschoss über meine Notizen, meinen Recherchebericht gebeugt; nun trat also ganz plötzlich meine leibhaftige Tante dazwischen, und als ich später mit ihr im Restaurant Drachenburg speiste, schien mir das nur folgerichtig zu sein.

– Die Einmischung des Biografischen?

– Ja. Also die Frage des eigenen Herkommens, der eigenen Ausgangslage aufzuwerfen.